

«Wir können nicht weiter runter»

Wer soll wie viel Geld erhalten? Zwei Vertreter des Sinfonieorchesters Basel stellen sich der Debatte um die regionale Musikförderung.

Interview: Stefan Strittmatter

Das Sinfonieorchester Basel (SOB) steht doppelt unter Beschuss. Auf der einen Seite hinterfragt die IG für eine breitere Musikförderung das Ungleichgewicht bei der regionalen Förderung, bei der rund 97 Prozent des regionalen Musikbudgets in die Klassik fliessen. Auf der anderen Seite sehen sich die 4 kleineren Basler Orchester mit dem Problem konfrontiert, dass sie ihren Musikerinnen und Musikern die von der Gewerkschaft festgesetzten Mindestlöhne nicht zahlen können.

Mit rund 13 Millionen Franken pro Jahr steht das SOB als bestsubventionierter Klangkörper der Stadt – zumindest unausgesprochen – in der Kritik. Hans-Georg Hofmann, künstlerischer Direktor, und Franziskus Theurillat, Orchesterdirektor, stellen sich der Debatte.

Ist es noch zeitgemäss, so die Frage der IG, dass Klassik gegenüber anderen Musikgenres bevorzugt wird?

Hans-Georg Hofmann: Das ist bestimmt nicht mehr zeitgemäss. Man muss den Musikbegriff immer wieder neu definieren. Und das fängt mit der Frage an: Was ist E-Musik und was ist U-Musik? Da hat sich in den letzten Jahren viel geändert.

Was heisst das für die Förderung?

HGH: Wir unterstützen das Anliegen der IG. Die Stadt Basel muss sich fragen, was sie sich leisten will. Jedes Angebot hat seine Kosten.

Franziskus Theurillat: Die Debatte ist natürlich interessant, aber wir zwei sind für das SOB tätig-entsprechend liegt es nicht an uns, darüber zu urteilen.

Aber Sie verstehen das Anliegen der IG?

FT: Auf jeden Fall. Es kommt darin ja zur Sprache, dass es auch im Pop-Bereich – und damit sind alle Spielarten und Ableger gemeint – top ausgebildete Leute gibt. Der Ball liegt nun klar bei der Abteilung Kultur des Präsidialdepartements.

Und, wenn es nach der IG geht, bald auch beim Volk.

FT: Ja, vielleicht werden dann die Volksvertreter im Grossen

Rat entscheiden, was man sich leisten will.

Falls es so weit kommt: Mit welchen Argumenten lässt sich der Sonderstatus der Klassik rechtfertigen?

FT: Das SOB ist mit dem Bau des Casinos und zusammen mit der AMG entstanden. Das hat sich über weit mehr als hundert Jahre entwickelt und etabliert. Dahinter steht eine grosse Tradition und die Mission, das auch zukünftigen Generationen zur Verfügung zu stellen. Aber letztlich bestimmt auch die Nachfrage.

Die hat sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt.

FT: Sicher. Momentan ist die Debatte aber noch sehr hypothetisch: Ich kann mir vorstellen, dass die Verantwortlichen im Präsidialdepartement den Spiess umdrehen und von den Antragstellern einen genauen Vorschlag möchten.

Nach welchem Schlüssel innerhalb der Genres die Gelder verteilt würden?

HGH: Ja. Das ist eine grundsätzliche Frage, wie sie aktuell auch innerhalb der Basler Orchesterlandschaft gestellt wird.

Die vier kleineren Basler Orchester bekommen zusammen nur einen Zehntel der Subventionen des SOB.

HGH: Sicherlich ist es der Wunsch aller, dass alle gleich gut ausgestattet werden. Aber wir müssen realistisch bleiben. Ich bin kein Freund des Prinzips Giesskanne. Bei der Förderung stellt sich die Kernfrage: Wohin bewegen wir uns in Zukunft und was nehmen wir dabei mit an Traditionen? Das SOB ist nun mal das älteste Orchester der Stadt mit dem wunderbaren Stadtcasino als Domizil – das ist natürlich ein Vermächtnis. Ein Orchester ist eine Art kulturelles Gedächtnis.

Das SOB beansprucht mit rund 13 Millionen den Grossteil der Basler Musikförderung. Ginge es nicht mit weniger?

FT: Im bisherigen Umfang und auf dem jetzigen qualitativen Niveau: nein. Seit der Fusionierung der zwei Orchester 1997 wurde stetig abgebaut, Subventionen wie auch Stellen. Und



Franziskus Theurillat (l.) und Hans-Georg Hofmann vom SOB.

Bild: Kenneth Nars (14.1.20)

jetzt sind wir an wir an dem Punkt, wo wir nicht weiter runterkönnen ohne einschneidende Massnahmen.

HGH: Wir realisieren nicht willkürlich Projekte und holen dann Geld dafür ein. Wir haben einen festen Leistungsauftrag, mit Anforderungen, die an uns gerichtet sind. Und dieser Subventionsvertrag wurde letztes Jahr im Grossen Rat einstimmig gutgeheissen.

Dann muss der Kuchen insgesamt grösser werden?

HGH: Ich finde, die Debatte darf nicht darauf hinauslaufen, wie

Grosser Rat erhöht Beiträge an Rockförderverein

Mit 47 zu 46 Stimmen bei einer Enthaltung hat der Basler Grosse Rat gestern eine Erhöhung der Staatsbeiträge an den Rockförderverein RFV Basel beschlossen. Der RFV erhält fortan jährlich zusätzlich 25 000 Franken. Damit erhöht sich der Beitrag des Kantons Basel-Stadt von 390 000 Franken auf 410 000 Franken. Der Kanton Baselland unterstützt den Verein wie bis anhin mit 220 000 Franken.

Der Rat folgte damit den Argumenten der SP und des Grünen Bündnisses, wonach die Subventionen für die Populärmusik zu tief seien. Lediglich 0,3 Prozent des gesamten Kulturförderbudgets oder 3 Prozent der Musikförderung seien für diesen Bereich vorgesehen. Der RFV hatte im Hinblick auf die neue Förderperiode eine Erhöhung der Beiträge um 40 000 Franken pro Jahr beantragt. (sda/sts)

man bestehende Gelder komplett neu verteilt. Damit ist keinem gedient. Die Herausforderung wird in Zukunft sein, Wege zu finden, die Musikstadt als Gesamtes zu stärken. Und hier sehe ich Förderbedarf bei Jazz und Pop.

Haben Sie konkrete Ideen?

HGH: Ja. Ich finde, es braucht Orte, wo sich diese hochqualifizierten Künstler präsentieren können. Bei uns steht die Eröffnung des Erweiterungsbaus des Casinos an, mit dem für die Klassik eine neue Ära anbricht. Aber gibt es für den Pop und Jazz ausserhalb der Kaserne vergleichbare Konzerträume?

Wir haben von Tradition gesprochen. Auch der Pop hat längst das Rentenalter erreicht. Wer entscheidet, welches Repertoire bewahrt werden soll?

HGH: Beethoven wie Beatles gehören heute gleichermassen zum kulturellen Bildungskanon. Letztere überwiegen aber bereits in den Lehrplänen der Schulen. Hier sehen wir uns in der Pflicht, die Schulen mit attraktiven Vermittlungsangeboten zu unterstützen.

Es gibt also zu viel förderungswürdige Musik?

FT: Alleine in den letzten 20 Jahren hat sich die Vielfalt im Musikbereich enorm entwickelt. Damals gab es nicht das vielfältige Angebot wie heute. Auch ausserhalb der Klassik gibt es nun hochstehendes Schaffen, da gehe ich mit dem Schreiben der IG einig. Wenn die finanzielle Förderung analog dazu mitgewachsen wäre, dann müsste das Budget heute dafür tatsächlich viel grösser sein.

Wagen Sie zum Schluss eine Prognose?

HGH: Durch die Verlängerung der Staatsbeiträge hat man dem Orchester erneut das Vertrauen ausgesprochen, worüber wir sehr glücklich sind. Im Gegenzug hat das Orchester in den vier Jahren des Casino-Umbaus bewiesen, dass es eine starke Präsenz in der Stadt hat. Wir haben in dieser Zeit wider Erwarten sogar an Abonnenten deutlich zugelegt. Wir möchten gerne diesen Weg mit voller Energie weitergehen.

Elektronik und Biotechnologie erobern die Modewelt

Das Haus der elektronischen Künste Basel zeigt, wie die Zukunft der Mode- und Kleidungsindustrie aussehen könnte.

Für einmal geht es im Haus der elektronischen Künste (HEK) Basel nicht um den Einfluss der Technologie auf die Kunst, sondern auf die Entwicklung unserer Kleider.

«Making Fashion Scene» präsentiert Entwürfe von zwanzig Modeschöpfern, Designerinnen und Künstlern. Sie werfen einen kritischen, zuweilen utopischen und verspielten Blick in die Modezukunft. Das handfest

Praktische tritt in der Schau eher in den Hintergrund. Informationen und Zahlen zu den Verheerungen dieser Industrie sucht man vergebens. Dafür zeigen Direktorin Sabine Himmelsbach und die Modejournalistin Katharina Sand Entwürfe und Projekte, die Kleidung neu zu definieren versuchen.

Da gibt es beispielsweise das 3D-gedruckte, amphibische Kleidungsstück des japanischen

Bio-Designers Jun Kamei. Entworfen hat er es für eine Welt, in welcher der Meeresspiegel soweit gestiegen ist, dass Menschen in Küstengebieten zu Land und im Wasser leben.

Die Italienerin Giulia Tomasello zeigt einen Damen-Slip, der sich dem Säuregehalt der Vagina der jeweiligen Trägerin anpasst. Ermöglicht wird dies durch die Mikroverkapselung von Bakterien in einem Vlies-

stoff. Ein Beispiel, wie Biotechnologie im Design Einzug hält.

In die Abteilung futuristisches Kostüm gehört die Bluse der Französin Clara Daguin. Mittels Temperatursensoren reagiert das leuchtende Kleid auf den Körper der Trägerin.

Vom Sinn und Unsinn der Mode

Mit dem Mirror Dress von Iris van Herpen ist eine Ikone der

Haute Cuture in der Schau vertreten. Der Japaner Yuima Nakazato spielt ebenfalls in dieser Liga. Seine modulare Kleidung aus Recycling-Stoffen ist ein sehr konkreter Entwurf, wie Fashion-Waste vermieden werden könnte. In diese Kategorie gehören auch durch Algorithmen erstellte Schnittmuster, die Abfall reduzieren. Oder der Bio-Plastik aus braunen Algen und die aus Wurzeln gewachse-

nen Stoffe der Designerin Freya Probst.

Es gehe um Mode, die Sinn mache, schreiben die Kuratorinnen. Diesen Anspruch erfüllt die Schau teilweise. Aber sie zeigt ebenso, dass Mode auch in Zukunft ein luftiges Spiel sein wird.

Mathias Balzer

Making Fashion Sense

Bis 8. März, HEK, Münchenstein.